

2. Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit

In diesem Kapitel lege ich mein methodisches Vorgehen und meine Forschungsstrategie dar. Es geht mir um die Frage, wie sich das Prinzip der Fürsorge auf das Forschen übertragen lässt. Ich zeige Möglichkeiten engagierter queer/feministischer Ethnographie auf, Care jenseits von Zweigeschlechtlichkeit in den Blick zu nehmen und geschlechtliche Vielfalt zu umsorgen. Dabei widme ich mich insbesondere den Sorgebeziehungen zwischen Forscher_innen und Forschungspartner_innen. Folgende Fragen stehen im Mittelpunkt: Auf welche Weisen können Praxen der Sorge methodologisch genutzt werden? Wie wird Geschlecht in einem Forschungsprozess durch kollektive Arbeit hergestellt, und welche Rolle spielt Care dabei? Was sind die Dilemmata sorgender ethnographischer Praxis?

Ich entwickle das Konzept der Geschlechtlichen Zusammenarbeit, angelehnt an »gender labor«. Die Queertheoretikerin Jane Ward verwendet den Begriff der Geschlechterarbeit (»gender labor«), um den kollektiven Aufwand sichtbar zu machen, der notwendig ist, um geschlechtliche Subjektivität anzuerkennen und herzustellen (Ward 2010). Geschlechterarbeit, so argumentiere ich, wird auch in Forschungsbeziehungen geleistet und kann Bestandteil einer sorgenden Forschungspraxis sein. Ich zeige anhand empirischer Beispiele auf, in welcher Weise ich Geschlechterarbeit leiste, während ich forsche, und welche Chancen diese Studie für eine engagierte Ethnographie bietet. Jede qualitative Forschung ist durch eine kollektive Geschlechterarbeit geprägt, in der die Geschlechtsidentitäten der_s Forscher_in sowie der Forschungspartner_innen re produziert werden. Aus einer queer/feministischen ethnographischen Perspektive gilt es, diese Arbeit sichtbar zu machen, um geschlechtliche Selbstbestimmung zu ermöglichen.

Das Kapitel ist folgendermaßen aufgebaut: In 2.1 reflektiere ich meinen Feldeinstieg und die Rollen, die ich im Feld trans und nicht-binärer Sorge-

arbeit einnahm. Die für den Zugang häufig notwendige klare geschlechtliche Verortung löste bei mir Vereindeutigungsdruck aus. Ich argumentiere, dass das Queeren von Insider-Forschung die Position der_s Insider_in verkomplizieren kann. Außerdem zeige ich, dass eine strikte Unterscheidung zwischen Insider- und Outsider-Position zu kurz greift, da sie die Fluidität der Positionierungen nicht abbilden kann. In 2.2 diskutiere ich Herausforderungen und Potenziale engagierter Ethnographie im Kontext von trans/nicht-binärem Aktivismus. Ich argumentiere, dass eine Tradition pathologisierender Forschung zu trans Themen zu der Müdigkeit, beforscht zu werden, beitrug. Trans Aktivist_innen kooperieren aktuell nur in Ausnahmefällen mit Forscher_innen. Engagierte und kollaborative Ansätze stellen eine Möglichkeit der Zusammenarbeit dar; ich stelle Strategien zur Diskussion, die ich entwickelt habe, um mit den Anforderungen im Feld zwischen Wissenschaft und Aktivismus umzugehen. In 2.3 erläutere ich den von mir entwickelten Ansatz der Sorgenden Ethnographie. Ich zeige, wie ich das Prinzip Care in der ethnographischen Praxis verwendet und auf welche Weisen ich forschend Sorge-Netzwerke aufgebaut habe. Ich argumentiere, dass Für_Sorge in Forschungsbeziehungen ein wechselseitiger Prozess des Unterstützens und Unterstützt-Werdens darstellt. In 2.4 stehen forschungsethische Fragen im Mittelpunkt. Im Laufe meiner Forschung war ich mit der Suizidalität einer Interviewpartnerin konfrontiert. Ich diskutiere wie ein verantwortungsvoller Umgang mit emotionalen Krisen in der Forschung aussehen kann. In 2.5 erläutere ich das Konzept der Geschlechtlichen Zusammenarbeit in Forschungsbeziehungen. Anhand ethnographischer Erfahrungen argumentiere ich, dass Geschlechtliche Zusammenarbeit eine Strategie engagierter queerer Ethnographie ist, die geschlechtliche Selbstbestimmung ermöglicht. Ich erläutere dies anhand von Interviewführung, Anonymisierung und Sprachpraxis. Am Ende des Kapitels, in 2.6, ändere ich die Blickrichtung, indem ich Wünsche von Aktivist_innen an trans Forschung ins Zentrum stelle.

2.1 Insider-Ethnographie queeren und Forschungsumwege gehen

Welche Rollen nahm ich während meiner Forschung ein? Zunächst reflektiere ich den Anfang meines Forschungswegs und meinen Forschungseinstieg. Im Frühjahr 2016 nahm ich an einer Transtagung teil.

An den Wänden des Fabrikgebäudes kleben die Plakate der diesjährigen Transtagung. Im Zentrum steht ein riesiges pinkes Herz. Daneben das Motto

der Tagung: »Love yourself!« Es ist die zweite Transtagung, an der ich teilnehme. Aufregung durchströmt meinen Körper. Wie wird es? Werde ich Leute kennenlernen? Das scheint nicht nur mir so zu gehen, denn als ich mit zwei Freund_innen aus Berlin vor dem Gebäude stehe, sind Aufregung, Unsicherheit und Vorfreude allgegenwärtig.

Eine Verkäuferin tritt von der Seite an uns heran, leicht gebeugt. »Wollt ihr einen kaufen?«, flüstert sie uns zu und zeigt uns Packer¹, die in ihrer Tüte wackeln. »Nein«, sagen wir alle gleichzeitig und kichern. Auch andere Verkäufer_innen haben Transtagungen als Markt entdeckt. Überall gibt es Stände, an denen transitionsbezogene Produkte verkauft werden, Binder², Packer, Perücken und Mittel für Haarentfernung.

Als ich das Tagungsgebäude betrete, fliegen mir Gesprächsfetzen entgegen: »Kennst du transsensible Therapeut_innen?« – »Wo hast du die Mastek³ gemacht?« Früher, erzählte mir ein trans Aktivist im Vorfeld der Tagung, hätten cis ÄrztInnen und cis TherapeutInnen nicht an Transtagungen teilnehmen dürfen; mittlerweile sind sie selbstverständlich dabei. Das dreitägige Programm ist voll. Es finden 79 Veranstaltungen statt, darunter Workshops zu OP-Techniken, Selbstsorge, Queer und Kapitalismuskritik, Stimmtraining; es gibt Räume des Austausches für cis Partner_innen, Angehörige und Paare. In einem Workshop zu Selbstsorge tauschen wir uns über Strategien zum Umgang mit Diskriminierung aus. In einem anderen diskutieren wir über Geschlecht jenseits der Binarität.

Die Tagung ist »professioneller«, als ich sie mir vorgestellt habe. Es gibt keine selbst mitgebrachten Kaffeekannen, ein Cappuccino im Café kostet drei Euro. Ich kenne fast niemanden und mir gelingt es im Laufe der Tagung kaum, mit neuen Menschen ins Gespräch zu kommen. Am Ende der drei Tage fühle ich mich trotzdem mit vielen der Anwesenden verbunden. Einer der Organisator_innen sagt in der Abschlussrede, als viele Teilnehmer_innen versammelt sind: »Nun ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir alle wieder nach Hause fahren. Viele von uns werden sich einsam fühlen – zurück allein in der cis Welt. Ich bitte euch alle, euch für die nächsten Abende Zeit zu nehmen. Wenn ihr schlafen geht, denkt an die Leute hier. Ihr seid nicht allein.« Viele

1 Packer: ein Penis aus Kunststoff.

2 Ein Binder ist ein ähnlich wie ein Tanktop geschnittenes Kleidungsstück, das den Brustkorb abbindet, um ihn flacher wirken zu lassen.

3 Mastek: kurz für Mastektomie.

haben Tränen in den Augen. Ich fahre mit einem warmen Gefühl im Bauch zurück nach Berlin.⁴

In Erinnerung bleibt mir die Intensität, mit der ich die Tagung erlebte. Ich tauchte ein, ließ mich berühren und mitziehen in das Gefühl der Verbundenheit, das wir gemeinsam herstellten. Wochenlang dachte ich abends an die anderen Besucher_innen, die nun wieder in Städten und Dörfern versuchen, ihren Weg zu finden. Ich startete mit – auch ganz persönlichen – Fragen, Hoffnungen und mit Neugier in die Forschung: Wie will ich in der Welt wahrgenommen werden? Auf welche Weisen können wir uns unterstützen, um in einer heteronormativen Gesellschaft zu überleben? Meine ersten Forschungsschritte waren geprägt von Aufregung und Euphorie, während ich die Forschungsbeziehungen erst noch aufbauen musste.

Zurück zur Tagung: Mein Insider-Status wird bereits beim Ankommen, vor der Tür, deutlich. Die Verkäuferin spricht mich und meine Freund_innen als potenzielle Käufer_innen mit Bedarf an transitionsbezogenen Produkten an. Es handelt sich um Packer, ich werde also als trans männlich oder als nicht-binäre Person wahrgenommen, die bei der Geburt dem weiblichen Geschlecht zugewiesen wurde. Unser Kichern zeigt, dass wir nicht alltäglich mit Packern in Kontakt sind. Zugleich ist mir klar, was ihr Sinn ist – niemand muss mir erklären, welche Bedeutung sie in diesem sozialen Raum haben. Rückblickend halte ich das geteilte feldspezifische Wissen und den Humor, der mich durch meine Forschung begleiten wird, als wichtige Forschungserfahrung fest.

Zu Beginn meiner Studie verortete ich meinen Ansatz in der Insider-Ethnographie. Ich forschte in trans/queeren/nicht-binären Räumen, mit denen ich mich verbunden fühle. Diese Form der Forschung wird in der Kulturanthropologie als Insider-Ethnographie oder *close to home* bezeichnet (Rooke 2009). Das Erfahrungswissen, das Insider-Forscher_innen mitbringen, stellt in der wissenschaftlichen Praxis eine Ressource dar, zum Beispiel für den Feldzugang (Scheunemann 2017: 126). Nach dem Besuch der Tagung wurde mir klar, dass dieser Ansatz die Heterogenität von trans/nicht-binären Räumen nicht abbilden kann. Er macht unterschiedliche Positionierungen beispielsweise aufgrund von Klasse und Wohnort unsichtbar. Die Soziologin Kath Weston betont die Gefahr, dass Insider-Ethnographie die Komplexität von Insider-Positionen ausblende (Weston 1998: 201). Insider_in

4 Die Transtagung besuchte ich im Mai 2016.

reicht auch zur Beschreibung meiner eigenen Positionierung nicht aus. So wurde ich zwar als Teil des Feldes wahrgenommen, verfügte jedoch zu Beginn über wenige Kontakte, die ich für meine Forschung hätte nutzen können. Wie lässt sich Positionalität jenseits von *Insider_in* oder *Outsider_in* denken (Dahl 2011)?

Ich plädiere dafür, Selbstreflexion und Positionierung als kontinuierliche Prozesse einer Forschung zu verstehen. Selbstreflexivität gehört zu den Fachkulturen der Europäischen Ethnologie und der Geschlechterforschung – jedenfalls zu deren Schnittmenge (Binder 2019: 3). Reflexivität wird als Korrektiv ethnographischen Schreibens eingesetzt, mit dem die_er Autor_in die eigene Präsenz und Situiertheit im Forschungsprozess sichtbar macht (u.a. Abu-Lughod 1991; Abu-Lughod/Fox 1991; Robertson 2002). Was genau bedeutet nun die Reflexion der eigenen Positionalität? In ihrer »Pity Polemic on ›Positionality« kritisiert Jennifer Robertson starre Positionierungen, die Selbstreflexivität als Selbstzweck einsetzen und Kategorien als »ready to wear products of identity politics« verwendeten (Robertson 2002: 788). Fixe Kategorien, so Robertson, verschleiern oft die eigene komplizierte Geschichte; sie seien nicht in der Lage, die komplexen, multiplen und sich kontinuierlich verändernden Weisen, wie Forscher_innen sich selbst repräsentieren und von anderen im Feld wahrgenommen werden, sichtbar zu machen (ebd.: 790). Ich verstehe Identitäten und geschlechtliche Kategorien im Kontext dieser Studie als Verschränkung von Positionen und Interessen, der ein bloßes Addieren unterschiedlicher Zuschreibungen nicht gerecht wird (Yuval-Davis 2007). Daran anknüpfend gehe ich mit Timothy Pachirat davon aus, dass Positionalität erst im Laufe der Forschung deutlich wird (Pachirat 2017: 63). Ich versuchte daher, nicht mit vorab definierten Identitätskategorien ins Feld zu gehen, und stellte mir folgende Fragen: In welchen Rollen bin ich im Feld? Auf welche Weisen werde ich positioniert, und welche Rolle spielen Achsen gesellschaftlicher Ungleichheit? Wie wirkt sich dies darauf aus, was ich und wie ich Geschehen im Feld wahrnehme?

Mich als queer und nicht-binär zu verorten, bedeutet nicht, dass ich zwangsläufig die geschlechtlichen Erfahrungen meiner trans Interviewpartner_innen teile. Zum einen unterscheiden sich die Erfahrungen und Perspektiven trans männlicher, nicht-binärer und trans weiblicher Personen durchaus. Zum anderen hat die Frage, inwiefern rechtliche oder medizinische Transitionserfahrungen gemacht wurden, und auf welcher gesetzlichen Grundlage, große Auswirkungen auf (die Möglichkeit von) Sorge-Praxen. So waren einige meiner Interviewpartner_innen noch von dem Sterilisationsge-

setz betroffen, das 2011 durch einen Beschluss des Bundesverfassungsgerichts gekippt worden war.⁵ Hinzu kamen Differenzen in Bezug auf Rassismus, Klassismus und Ableismus. Im Sinne einer feministischen ethnographischen Perspektive lenkte ich meine Aufmerksamkeit auch auf Machtverhältnisse jenseits von Heterosexismus. So schreiben Davis und Craven, feministische Ethnographie umfasse »a feminist sensibility, and a commitment to paying attention to marginality and power differentials; they include not only gender, but also race, class, nation, sexuality, ability and other areas of difference« (Davis/Craven 2016: 11). Feministische Ethnograph_innen versuchen, den Blick auf Marginalisierung zu lenken und Machtdynamiken, die im Forschungsprozess wirken, zu reflektieren (ebd.). Da einige Interviewpartner_innen von Einkommensarmut- und Erwerbslosigkeit betroffen waren und dies die Zugänge zu und die Notwendigkeit von kollektiver Sorgearbeit beeinflusste, legte ich den Fokus auf die Intersektion von Gender und Klasse.

An verschiedenen Punkten im Forschungsprozess erhielt ich sehr direkte Rückmeldungen, wie ich von Forschungspartner_innen wahrgenommen wurde. Bei einem Workshop teilte mir eine Person mit, ich hätte als queere Person in Berlin kein Wissen darüber, wie die Realität fernab der Großstädte für trans Personen aussehe. Ein anderes Mal antwortete mir eine trans Aktivistin schriftlich auf meinen Interviewaufruf, sie verstehe nur die Hälfte davon; sie ergänzte, dass ihre zwanzigjährige Partnerinnenschaft mit einer anderen trans Frau vermutlich nicht das Lebensmodell sei, das mich interessiere. Franz Breuer und Barbara Dieris halten fest: »Als Forschender positioniere ich mich und ich werde positioniert; ich beobachte und ich werde beobachtet.« (Breuer 2009: 31) Ich wurde im Feld als akademische queere Person aus Berlin wahrgenommen, mit wenig Wissen über Realitäten jenseits queerer urbaner Zentren.

Beim Besuch der erwähnten Transtagung werden mir Vorannahmen meinerseits bewusst. Ich stellte mir trans Aktivismus als ein kleines selbstorganisiertes Feld vor. Nun lerne ich, dass es ein professionalisiertes Netzwerk diverser Akteur_innen ist: trans Personen unterschiedlicher Verortungen, Angehörige, Partner_innen, Anbieter_innen transitionsbezogener Produkte, Psycholog_innen, Chirurg_innen, trans Aktivist_innen und Verbündete. Während einige trans Personen tagtäglich mit anderen trans Aktivist_innen politisch aktiv sind, ist die Tagung für andere eine Möglichkeit, einmal im Jahr mit

5 Die Gesetzesänderung 2011 machte es in Deutschland möglich, den Personenstand ohne Zwangssterilisierung zu ändern.

trans Personen in Kontakt zu kommen. Fürsorge und Selbstsorge spielen in aktuellen trans aktivistischen Diskursen eine Rolle und fallen während der Tagung immer wieder als Schlagworte.

In einer ethnographischen Forschung ist der Eintritt in das Forschungsfeld ein informativer Schritt im Forschungsprozess. Gemäß der Reflexiven Grounded Theory gilt es, den Feldeinstieg zu reflektieren: »Auf welchem Wege und auf welche Weise gelangen sie dorthin? Wie, über wessen Vermittlung und Empfehlung und in welcher Rolle kommen sie mit den Mitgliedern in Kontakt?« (ebd.: 32) Jedes Feld habe hierbei eigene Voraussetzungen und Regelwerke (ebd.). Auch ich musste zunächst einen Zugang zu meinem Feld finden. Nach der Tagung fing ich an, trans Organisationen als potenzielle Forschungspartner_innen oder Gatekeeper_innen anzuschreiben. Ich präsentiere und reflektiere nun eine Szene, die sich im Laufe dieser frühen Phase, einige Monate nach der Tagung, ereignete – und die mich mit einer weiteren Vorannahme konfrontierte: Ich war der Annahme gewesen, dass sich der Forschungseinstieg eher unkompliziert gestalten würde, denn ich hatte erwartet, als Insider_in wahrgenommen zu werden. – Es kam jedoch anders.

Ich sitze auf meinem Fahrrad und bin auf dem Weg zu einem Berliner trans/queeren Verein. Ich treffe einen potenziellen Interviewpartner: einen trans Berater, der im Vorstand einer trans Organisation ist, in der ich ethnographisch forschen möchte. Ich bin nervös, denn bisher habe ich von Gruppen in Berlin nur Absagen auf meine Forschungsanfrage bekommen. Auch dieser Verein hat erst nach mehreren Wochen auf meine Anfrage geantwortet. Ich öffne die Metaltür und gehe vorbei an den All-Gender-Toiletten. Ich kenne die Räumlichkeiten, da ich bereits Veranstaltungen in den Räumen besucht habe. Im Gemeinschaftsraum sitzt eine Gruppe trans Frauen zu Kaffee und Kuchen zusammen. Der Geruch von Schokolade liegt in der Luft. Links befinden sich Büros und Beratungsräume. Flo begrüßt mich herzlich, umarmt mich und fragt: »Magst du einen Kaffee und Kuchen?« – »Gern«, antworte ich. »Die sind umsonst, Teil kollektiver Selbstsorge sozusagen«, fügt er hinzu und lacht. Wir bewegen uns durch den Raum, und ich werde neugierig angeschaut. Flo stellt mir Maria vor. »Sie macht den Kuchen für dieses Treffen, sie ist unsere Kuchenbäckerin.« – »Großartig«, sage ich. Mit Kaffee und Schokokuchen setzen wir uns in den Beratungsraum. In dem lichtdurchfluteten Raum stehen sich zwei Stühle gegenüber, auf dem Tisch steht eine Vase mit gelben Tulpen. An der Wand hängt das Plakat einer Transtagung. Ich setze mich auf den rechten Stuhl.

»Wow, du setzt dich wie alle auf *den* Stuhl. Der linke riecht wohl schon nach mir«, lacht Flo. Ich hole mein Notizbuch und das Aufnahmegerät aus meinem Rucksack und lege es auf den Tisch. Flo merkt an, dass er nicht genau wisse, in welcher Rolle er hier ist, und fragt: »Hatten wir das besprochen?« – »Das ist dir überlassen. Ich habe das Aufnahmegerät dabei und wäre für ein Interview vorbereitet, es ist aber okay, wenn es nicht passt«, antworte ich. »Für ein richtiges Interview muss ich mit dem Vorstand sprechen«, sagt Flo. »Erzähl doch, worum es in deinem Projekt geht«, fordert er mich auf. Ich erkläre also: »Ich forsche in meiner Promotion zu Sorgearbeit und Selbstsorgepraktiken innerhalb von trans Räumen. Mir ist aufgefallen, dass im trans Aktivismus aktuell viel über das Thema gesprochen wird.« – »Ist das was Neues?«, fragt mich Flo kritisch. – »Das ist eine gute Frage. Ich nehme Sorgearbeit innerhalb von trans Räumen in den Blick, auch aus einer intersektionalen Perspektive.« Ich spüre, wie mir das Blut in den Kopf steigt. Nach einem Moment der Stille fragt Flo: »Mich würde interessieren, was deine Interviewfragen wären.« Ich lese ihm einige vor. Er sagt, dass er das Thema spannend finde. Er nehme eine Überforderung von trans Aktivist_innen wahr. Es sei schwierig, in trans Aktivismus reinzukommen – und wenn man dann drin sei, sei es zu viel. »Wie viele Interviews willst du machen?«, fragt Flo. »15 bis 17«, antworte ich. – »So viele? Die willst du alle transkribieren? Wie viele Jahre hast du dafür?« Wir lachen. »Ach das geht. Ich bin schnell«, sage ich. Ich erzähle Flo, dass ich auf meine Interviewaufrufe manchmal lange Antworten von trans Personen in Krisen bekomme. Flo betont: »Ich will dir eine Außenperspektive geben, als Berater: Es ist nicht deine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass es Menschen besser geht. Du musst auf dich selbst achten. Wenn schon die E-Mails so formuliert sind, ist es gut, die Interviews abzusagen und die Personen zu trans Beratungen zu schicken. Das ist ein Akt der Selbstsorge.«

Flo schaut auf seine Armbanduhr und erzählt, dass sein Verein skeptisch gegenüber Wissenschaftler_innen sei. »Als einer der sichtbarsten trans Vereine bekommen wir viele Anfragen, auf die wir oft gar nicht erst antworten. Aber du bist sensibilisiert.« Es gebe inzwischen eine »research fatigue« in der trans Community. Wer schon zwei Interviews für Bachelor Arbeiten mitgemacht habe, sei weniger motiviert, bei einer bedeutenden EU-Studie mitzumachen; deswegen müssten sie als Verein abwägen, was wirklich wichtig sei und was sie an ihre Mitglieder weiterleiten würden. Das Gute an einer Dissertation sei, überlegt Flo, dass sie veröffentlicht werde. Flo entschuldigt sich, dass er so spät erst auf meine E-Mail geantwortet hat;

das sei auch ein Akt der Selbstsorge. Er schaut erneut auf seine Armbanduhr: »Perfekt, es hat eine Stunde gedauert, die anvisierte Zeit, bis meine nächste Beratung losgeht.« Er verspricht mir, mein Projekt beim nächsten Vorstandstreffen vorzustellen. Dann werde sich klären, ob jemand ein Interview mit mir machen möchte. Wir verlassen den Beratungsraum. Das Kaffeekränzchen hat sich aufgelöst. Ich steige auf mein Rad und mache mich auf den Weg zurück zu meinem Schreibtisch.

Ein paar Wochen nach dem Treffen erhalte ich einen Anruf von Flo. Der Vorstand habe dem Interview zugestimmt, da Flo seine Hand für mich ins Feuer gelegt habe. »Ich will die Hand brennen sehen«, habe daraufhin eine Kollegin geäußert. Ein kleiner Schauer läuft über meinen Rücken. Wenn ich wolle, könne ich eine Aktivistin aus dem Verein in einer westdeutschen Stadt interviewen. »Ist es für dich okay, dahin zu fahren?« – »Klar«, sage ich. Eine längerfristige teilnehmende Beobachtung im Verein sei nicht möglich.⁶

Enttäuscht war ich aus dem Treffen mit Flo herausgegangen, und auch der spätere Anruf brachte Vorannahmen ins Wanken. Die Szene beschreibt ein Schlüsselmoment zu Beginn meines Forschungsprozesses, in dem ich lernte, dass der Feldeinstieg nicht unkompliziert verlaufen würde. Zudem hatte ich mir den Forschungsprozess als einen asymmetrischen vorgestellt: Ich hatte mich als diejenige Person, die mehr Macht hat, gesehen und wollte kritisch mit dieser Position umgehen. Auch diese Vorstellung wurde in meiner Begegnung mit Flo grundlegend herausgefordert. Die Szene offenbart eine weit- aus komplexere Machtdynamik. Flo stellte mir Fragen – nicht umgekehrt – und bestimmte über den zeitlichen Rahmen. Der Vereinsvorstand würde die Entscheidung treffen, ob ich forschen darf. Hier werden Hierarchien im Feld deutlich. Gerade zu Beginn meiner Forschung hatte ich mit hierarchieho- hen Personen zu tun.⁷

Die Szene verdeutlicht auch den professionalisierten Rahmen, in dem sich Flo bewegt. Er gab mir Tipps aus der Beratungspraxis, wie ich mich abgrenzen kann. Viele trans Organisationen forschen, führen Studien durch, produzieren Wissen; Flo ist wie viele andere trans Aktivist_innen Teil der wissenschaftlichen Community. Er berichtete von einer Erschöpfung oder Ermüdung (»fatigue«), was die Beteiligung an universitärer Forschung betrifft. Da-

6 Das Vorgespräch fand im Februar 2017 statt.

7 Zu Hierarchien im Feld: Breuer 2009: 32.

her und angesichts vieler Anfragen und knapper Ressourcen überlegen trans Organisationen offenbar, welche Forschungen sie für bedeutend genug halten, um sich zu beteiligen; dies scheint dann der Fall zu sein, wenn sie für die Öffentlichkeit zugänglich sind. Aus welchem Grund fand Flo meine Forschung unterstützenswert? Neben der Tatsache, dass ich die Dissertation als Buch veröffentlichen würde, betonte er: »Du bist sensibel.« Sensibilität bezieht sich auf mein Vorwissen, meine Auseinandersetzung mit trans Themen; relevant war neben meinem Forschungsthema also das Geschlechterwissen, über das ich verfüge. Zudem kannten wir uns flüchtig von Veranstaltungen. Unser Verhältnis zueinander in der beschriebenen Szene lässt sich nicht als eines zwischen einer Person, die forscht und fragt, und einer, die befragt und befragt wird, beschreiben.

Mein Feldeinstieg zeigte mir, dass Machtverhältnisse im Forschungsprozess nicht (zwingend) eindeutig sind. Auch in aktivistischen Feldern können Forschungspartner_innen statushohe Rollen einnehmen. Es ist eine Herausforderung, in einem Feld zu forschen, das derart politisiert ist und in dem Forscher_innen aufmerksam beobachtet werden. Als Forscher_in beobachtet zu werden oder als Person im Feld befragt zu werden, hat gleichwohl unterschiedliche Qualitäten und Auswirkungen: Die Beobachtungen über mich werden nicht verschriftlicht und veröffentlicht.

In den ersten Monaten meines Forschungsprozesses wartete ich viel. Ich wartete auf Antworten zu Interviewaufrufen und auf Entscheidungen von trans Vereinen. Letzteres war insbesondere bei Anfragen in Großstädten der Fall. Gerade trans Organisationen in Berlin erhalten mehr Anfragen, als sie beantworten können. Zwei weitere trans Organisationen luden mich zu Vorgesprächen ein, in denen ich befragt wurde. Ich erhielt zunächst keine Antworten, in einem Fall kam eine Absage mit der Begründung, dass es an Ressourcen mangle. Zusammenfassend: Ich erhielt Absagen, keine Antworten oder zögerliche Zusagen. Niemand, so wurde mir nun klar, hatte darauf gewartet, dass ich diese Forschung durchführen würde.

Ich saß an meinem Schreibtisch und zweifelte an der Relevanz meiner Studie. Zeitgleich kamen gestresste großstädtische trans Aktivist_innen aus Selbstorgengründen nicht dazu, meine E-Mails zu beantworten. Mir war es wichtig, niemanden zu einer Kollaboration zu drängen. Dána-Ain Davis und Christa Craven betonen: »We do think it is worth mentioning that sometimes our research matters more to us than it does to the people with whom we work« (Davis/Craven 2016: 114). Ich schlug daher einen etwas anderen Forschungsweg ein. Ich hatte ursprünglich geplant, eine Feldforschung bei einer

trans Organisation in Berlin zu machen. Nun entschied ich mich, schwerpunktmäßig jenseits von Berlin zu forschen; zudem würde ich nicht so viele teilnehmende Beobachtungen durchführen wie geplant.

Die Reaktionen großstädtischer trans Organisationen und Aktivist_innen lassen sich unter dem Stichwort *refusal* zusammenfassen. Feministische und rassismuskritische Ethnograph_innen machen auf die Bedeutung der Verweigerung in der Forschung aufmerksam (u.a. Visweswaran 1994; Simpson 2007; Tuck/Yang 2014). Eine Forschungszusammenarbeit zu verweigern, sei eine Möglichkeit marginalisierter Gruppen, für ihr Recht auf Selbstrepräsentation einzustehen. In meiner Ethnographie spielten Fragen der Verweigerung bereits in der Phase des Feldeinstiegs eine wichtige Rolle. Ich betrachte sie als elementaren Bestandteil des Forschungsprozesses.⁸ *Refusal* machte in diesem Fall auf die Tradition transdiskriminierender Forschung aufmerksam und darauf, dass sich Studien auf urbane queere Räume konzentrieren. Meine anfängliche Idee, innerhalb einer Berliner trans Organisation ethnographisch zu Sorge-Praxen zu forschen, konnte ich nicht umsetzen. Von trans Aktivist_innen aus kleineren Städten und ländlichen Kontexten bekam ich hingegen euphorische E-Mails. Im Zuge dessen fiel mir auf, dass viele trans Akteur_innen informelle Sorgearbeit jenseits großer trans Vereine organisieren. So änderte sich mein Weg.

2.2 Zwischen Aktivismus und Wissenschaft. Engagierte Ethnographie in trans und nicht-binären Räumen

Dass auch ein Forschungseinstieg in Felder, denen Forscher_innen aktivistisch nahestehen, nicht unkompliziert verlaufen muss, wurde bereits deutlich. Mein relativer Insider-Status unterstützte meinen Feldzugang, hierbei zählte nicht nur das queere Wissen, über das ich verfüge, sondern auch meine geschlechtliche Selbstpositionierung als nicht-binär/genderqueer. Dies schuf im Feld einen Vertrauensvorsprung. Zugleich ging damit die Erwartung angenommener und bisweilen explizit abgefragter politischer Interessensallianzen einher. Dies führte zu einem Spannungsverhältnis von Vertrauensvorschuss und Erwartungen; damit möchte ich mich nun in Bezug

8 Insbesondere rassismuskritische Autor_innen weisen auf die Notwendigkeit hin, Verweigerung im Forschungsprozess als relevantes Ergebnis zu betrachten (Simpson 2007).

auf Praxen engagierter Forschung zwischen Aktivismus und Wissenschaft näher beschäftigen.

Die Szene aus dem vorherigen Unterkapitel verdeutlicht, dass für eine Zusammenarbeit mit trans Aktivist_innen das Ziel geschlechtlicher Selbstbestimmung eine Voraussetzung ist. Trans Organisationen stellen Ressourcen zur Verfügung, um mit Forscher_innen zusammenzuarbeiten, die trans emanzipatorische Ziele teilen. Trans Aktivist_innen intervenieren in die Akademie mit dem Ziel, kritisches Wissen zu Geschlecht in den hegemonialen wissenschaftlichen Kanon einzuschreiben. In der Szene werden durchaus divergierende Interessen und Ziele deutlich, die Flo und ich verfolgen. Flo möchte Forschung produzieren, die politisch mobilisiert werden kann; dies ist bei EU-Studien eher möglich als bei Qualifikationsarbeiten. Mir ist wichtig, dass eine ethnographische Offenheit besteht und ich die Möglichkeit habe, trans Aktivismus solidarisch zu kritisieren. Unsere Ziele überschneiden sich jedoch auch. So haben wir beide das Interesse an einer trans emanzipatorischen wissenschaftlichen Praxis, die sich von pathologisierender und stereotyper Forschung zu trans Lebensweisen distanziert.

Ich verorte diese Studie in der Tradition der engagierten Ethnographie, die sich mit dem Verhältnis von Wissenschaft und sozialen Bewegungen beschäftigt. In der Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie wird intensiv über Praktiken engagierten Forschens diskutiert, beispielsweise unter den Schlagworten Engaged Anthropology (Rappaport 1993; Merry/Low 2010), Public Anthropology (Marcus 2008) und Kollaborative Forschung (Marcus 2008; Rappaport 2008). In dem Sammelband »Eingreifen, kritisieren, verändern. Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch« diskutieren Wissenschaftler_innen Möglichkeiten und Herausforderungen einer engagierten wissenschaftlichen Praxis, auf bestehende gesellschaftliche Verhältnisse einzuwirken (Binder/Hess 2013: 9). Im Mittelpunkt stehen theoretische und methodische Potenziale der Europäischen Ethnologie und der Geschlechterforschung für interventionistische Wissenspraktiken und eine eingreifende Wissenschaft (ebd.: 10). Beate Binder und Sabine Hess zeigen das komplexe Verhältnis von akademischem Gender-Wissen, Praxisansätzen und politischen Bewegungskontexten (ebd.: 12) und werfen folgende Fragen auf:

»Es steht zur Debatte, wie wir produktiv umgehen können mit divergierenden Interessen, ambivalenten, widersprüchlichen und uneindeutigen Situationen, mit denen wir als Forschende in der empirischen Praxis häufig kon-

frontiert sind? [...] Wie zwischen politischen Zielen und wissenschaftlichen Interessen vermitteln, die meist doch anders gelagert sind als die der Forschungspartner*innen?» (Ebd.: 13)

Hierbei gibt es viele Bezüge zu einer feministischen ethnographischen Tradition, die den Anspruch hat, politisch relevantes Wissen zu produzieren und emanzipatorische soziale Bewegungen durch Forschung zu unterstützen (Fluehr-Lobban 2008: 45). Im Kontext meiner Studie zu trans und nicht-binärer Sorgearbeit verstehe ich engagierte Ethnographie als eine Bewegung in zwei Richtungen. Zum einen interveniere ich in wissenschaftliche Debatten und beteilige mich an transemanzipatorischer Wissensproduktion. Zum anderen interveniere ich in trans Communitys, indem ich im Forschungsprozess Care-Prozesse unterstütze sowie Transnormativität und soziale Ungleichheit im trans Aktivismus kritisiere.

Ich werde nun zunächst darauf eingehen, wie ich engagierte Forschung im Sinne einer Intervention in wissenschaftliche Diskurse praktizierte. Dabei werde ich auch die Binarität Aktivist_in versus Forscher_in infrage stellen und meine Rolle als forschende Aktivist_in/aktivistische Forscher_in aufzeigen. Die Herausforderungen, die ein Eingebundensein in das Forschungsfeld mit sich bringt, werde ich im Laufe dieses Kapitels ebenfalls diskutieren. Auf die zweite Interventionsrichtung komme ich im folgenden Unterkapitel zu sprechen.

Engagierte Ethnograph_innen zeigen die verschiedenen Zielsetzungen von Wissen auf: Wissenschaftliche Wissensproduktion müsse Erkenntnisse hervorbringen, die innerhalb akademischer Bewertungsschemata als relevant und legitim anerkannt werden; für Produzent_innen von Bewegungswissen sei hingegen der strategische politische Nutzen des Wissens innerhalb der Bewegung entscheidend (König/Steffen 2013: 271). Dass die Intentionen und Sprechweisen in Wissenschaft und Aktivismus sich durchaus unterscheiden können, darauf weisen Beate Binder und Sabine Hess hin:

»Während Bewegungswissen meist darauf abzielt, (selbst) aufzuklären, zu skandalisieren und zu mobilisieren – also zuzuspitzen, die Extreme herauszuarbeiten –, stellt Wissenschaft einen Raum dar, der es auch möglich macht, Grautöne, Komplexitäten und Widersprüche herauszuarbeiten und eben nicht gleich zu einem Ergebnis respektive einer Lösung zu kommen. Dies sehen wir als ›Vorteile‹ wissenschaftlicher Wissensproduktion und gerade paradoxerweise als Basis, wissenschaftliches Wissen zur Selbst-

aufklärung und Reflexion politischer Positionierungen heranzuziehen.«
(Binder/Hess 2013: 28-29)

Ich stimme dem Zitat in Bezug auf trans Forschung nur teilweise zu. Ich denke, dass eine klare Trennung zwischen Bewegungswissen und wissenschaftlicher Wissensproduktion im Bereich trans Aktivismus und Trans Studies kaum aufrechtzuerhalten ist, da diese eng miteinander verflochten sind, personell wie inhaltlich. Meine eigene Position würde ich als aktivistische_r oder engagierte_r Forscher_in bezeichnen. Aktivistische Forscher_innen und forschende Aktivist_innen besetzen Schnittstellen zwischen verschiedenen Feldern, und sie vermitteln wissenschaftliche und politische Ansprüche an das von ihnen produzierte Wissen. Dabei entstehen Widersprüche und Spannungen, die es auszuhalten gilt. Marion Hamm betont:

»Gerade engagierten Forschenden in sozialen Bewegungen, die sowohl die aktivistische Rolle als auch die der Wissenschaftlerin/des Wissenschaftlers einnehmen, bietet das ethnographische Oszillieren zwischen Teilnahme und Beobachtung einen methodischen Rahmen, in dem ihre hybride Positionierung von einem Hindernis zu einem Vorteil wird.« (Hamm 2013: 65)

In diesem hybriden Raum können die Potenziale der Schnittstelle von Akademie und Bewegung ausgelotet werden. Jana König und Elisabeth Steffen betonen, dass es wesentlich sei, das Spannungsverhältnis weder in Richtung der bloßen Affirmation von Aktivismus noch in Richtung der kritischen wissenschaftlichen Distanzierung aufzulösen (König/Steffen 2013: 272). Sie plädieren dafür, dass sich kritisches Wissen weder einem akademischen noch einem aktivistischen Verwertungsimperativ unterwerfen, sondern immer wieder versuchen sollte, sich beidem zu widersetzen (König/Steffen 2013: 276). Dies ermögliche Wissensproduzent_innen, als Doppelagent_innen im Spannungsfeld von Akademie und Bewegung zu denken (ebd.: 273). Das Selbstverständnis als Doppelagent_in berge jedoch auch Gefahren. So entstehe leicht der Eindruck, die jeweilige Bewegung sei automatisch repräsentiert in Gestalt der_s aktivistischen Akademiker_in. Dies könne dazu führen, dass Wissenschaftler_innen die Zusammenarbeit mit weiteren Bewegungsakteur_innen nicht mehr suchten (ebd.: 276).

Wie füllte ich die Rolle der_s aktivistischen Forscher_in aus? Ich intervenierte in Wissenstraditionen zu geschlechtlicher Vielfalt, insbesondere durch Bildungsarbeit. Ich nahm Einladungen an, mich in praxisnahen Feldern als

Expert_in zu Fragen von Care und geschlechtlicher Vielfalt zu äußern, sei es bei einer Fachtagung der AWO⁹ zu geschlechtlicher und sexueller Vielfalt in sozialen Berufen, sei es bei Konferenzen, sei es im *Deutschlandfunk*. Theresay Petray betont, dass es nicht ausreiche, als Ethnograph_in Teil eines Feldes zu sein, da wir ohne tiefgehende ethnographische Analyse nur ein_e weitere_r Unterstützer_in der betreffenden sozialen Bewegung seien (Petray 2012: 561). Ich stimme zu, würde aber ergänzen, dass eine enge Beziehung zum Feld eine Notwendigkeit für eine tiefgreifende Analyse ist. Ich versuchte, kollaborative Forschungspraktiken umzusetzen, in dem Wissen, dass Feldforschung ein dialogischer und gemeinschaftlicher Prozess ist (Marcus 2008). Ich traf vor Beginn der Forschung Aktivist_innen, um mit ihnen über mein geplantes Vorgehen zu sprechen. Zudem fragte ich Interviewpartner_innen, was sie sich von trans Forschung wünschen. Dies sind einige Möglichkeiten, Zusammenarbeit praktisch umzusetzen.

Kollaboration verliert ihr emanzipatives Potenzial, wenn sie Forschungspartner_innen unbezahlte Arbeit zumutet; sie wird dann zu einer »besonders raffinierte[n] Form des Abschöpfens von Wissen« (Hamm 2013: 60). Marion Hamm, die den inflationären Gebrauch des Begriffs Kollaboration aufzeigt, spricht in diesem Zusammenhang von einem partizipativen Imperativ im kognitiven Kapitalismus (ebd.: 46). Formen kollektiver Wissensproduktion, die auf einer gleichberechtigten Partizipation fußen, seien in institutionell verorteten Forschungsprojekten schwer einzulösen; unter anderem das Gebot eindeutiger Autor_innenschaft stehe dem im Wege (ebd.: 63). Hamm entschied sich deswegen für eine dialogische, offene Ethnographie, »die der komplexen und konfliktreichen Forschungsbeziehung zwischen Aktivist_innen (die oft gleichzeitig Intellektuelle sind) und Akademiker_innen (die oft auch Aktivist_innen sind) besser gerecht wurde« (ebd.: 64). Sie argumentiert:

»Wichtiger als die generalisierende Frage, ob partizipative Methoden der Königsweg zu einer emanzipativen Forschung sind, erscheint es mir, genau zu überlegen, wer an was und zu welchem Zweck partizipiert, wer davon wie profitiert und welche Machtverhältnisse in der asymmetrischen Partizipation von Forschenden und Erforschten am gleichen Forschungsprozess entstehen. Mit seiner Betonung von Reflexivität und Prozessualität ist das metho-

9 AWO: kurz für Arbeiterwohlfahrt, einem der größten Wohlfahrtsverbände in Deutschland.

dische Instrumentarium der Ethnographie nach wie vor zur Klärung solcher Fragen geeignet.« (Ebd.: 69)

Ich stimme zu, aufmerksam dafür zu sein, aus welchen Gründen kollaborative Methoden in Forschungen gewählt werden und welche widersprüchlichen Effekte sie haben. Auch durch Kollaboration lassen sich unterschiedliche gesellschaftliche Positionierungen nicht aus dem Weg räumen. Ich selbst erhielt ein Promotionsstipendium der *Rosa-Luxemburg-Stiftung*, während einige Forschungspartner_innen mir ihre Zeit kostenlos zur Verfügung stellten. Außerdem musste ich diese Dissertation am Ende als Einzelperson einreichen.

2.3 Sorgende Ethnographie als Forschungsstrategie

Forschungsbeziehungen zwischen Forscher_innen und Aktivist_innen sozialer Bewegungen bezeichnet die Anthropologin Theresa Petray als »mutual exploitative«, denn beide gingen sie nur dann ein, wenn sie sie für sich nutzen könnten (Petray 2012: 558). Ich stimme zu, würde sie allerdings zugleich als *mutual caring* bezeichnen.

Dána-Ain Davis und Christa Craven argumentieren, feministische Ethnographie »aims to produce scholarship – in both traditional and experimental forms – that may contribute to movement building and/or be in the service of organizations, people, communities, and issues we study« (Davis/Craven 2016: 11). Das Anliegen, etwas zurückzugeben, sei ein zentraler Bestandteil feministischer Forschungspraxis. Unterstützende (Care-)Praxen in der Forschungsbeziehung seien beispielsweise, die Kinderbetreuung zu übernehmen oder Essen zur Verfügung zu stellen (ebd.: 10). Setha M. Low und Sally Engle Merry nennen Alltagspraxen des Teilens und Unterstützens durch Forscher_innen oder das gemeinsame Engagement für soziale Gerechtigkeit (Low/Merry 2010: 204); auch Bildungsarbeit zählen sie dazu (ebd. 208). Angewendet auf meine eigene Studie fragte ich mich also: Wie kann meine Forschung einen Beitrag zu Trans_Für_Sorge leisten? Im Laufe meines Forschungsprozesses entwickelte ich die Strategie der Sorgenden Ethnographie, konkret baute ich Trans_Für_Sorgenetzwerke als unterstützende Praxis mit auf. Im Folgenden beschreibe und reflektiere ich ausführlich, auf welche Weisen und mit welchen Mitteln ich forschend trans/queere Sorgenetzwerke mit aufbaute; dabei zeige ich auch, dass Für_Sorge in einer Forschungsbeziehung ein wechselseitiger Prozess sein kann.

Zu Beginn meiner Forschung war ich kaum mit trans Aktivist_innen jenseits von Berlin vernetzt, dies änderte sich im Laufe der Zeit. Ich gestaltete das Feld zunehmend mit. Zum Ende der Forschung hin wurde ich von Forschungspartner_innen eingeladen, Workshops zu Trans-Care zu leiten; als Antidiskriminierungstrainer_in war ich bereits bekannt gewesen. Ich entwickelte speziell auf trans/nicht-binäre Räume zugeschnittene Workshopformate. Die Workshops boten die Möglichkeit, Räume der Kollektivierung aktiv mit aufzubauen. Sie waren zudem eine willkommene Gelegenheit für mich, das erworbene Wissen, mit Timothy Pachirat (2017:18) gesprochen, in meine Forschungszusammenhänge »zurückreisen« zu lassen.

Als ich in dem Frauenzentrum einer süddeutschen Kleinstadt ankomme, sind bereits einige Teilnehmer_innen vor Ort, viele sind aus umliegenden Orten angereist. Gleich werde ich einen trans Empowerment-Workshop geben. Eingeladen haben mich Interviewpartner_innen, die hier ein Transcafé organisieren. Beim Warten machen einige Witze über geheime trans Botschaften, die sich in der Innenstadt finden lassen, zum Beispiel den *Binder-Hof*. Tamara und Lisa schauen verwirrt. »Binder kann man anziehen, um den Brustkorb flacher zu machen«, erkläre ich. »Ach so«, sagt Tamara. Elia erzählt lachend, dass sie_er letztes ein Testo-30-Zeichen entdeckt hat. »Ich hatte auch 28 Jahre Testo«, ruft Tamara, »und nun fast genauso lange Östrogen.« Alle lachen.

Im Raum habe ich fünf Plakate verteilt, mit den Begriffen Leistung, Spiel, Ruhe, Kontakt und Körper – eine Methode, die ich von einem queeren Selbstsorgekollektiv übernommen habe. Ich frage: »Wo würdest du dich hinstellen, wenn du dich an deine letzte Woche erinnerst?« Später dann: »Wie war dein Tag heute?« Und schließlich: »Wie hättest du es gerne?« Was die vergangenen Tage betrifft, stellen sich viele zu Leistung, einige zu Ruhe und Körper. In der Zukunft hätten viele gerne mehr Spaß.

Im Anschluss tauschen sich die Teilnehmer_innen aus: »Was sind deine Selbstsorgestrategien? Was hilft dir, und was willst du mit anderen teilen?« Ich sage dazu, dass oft gesellschaftlich bewertet wird, was gute und was schlechte Selbstsorge sei – dass hier jedoch alles da sein darf, was irgendwann geholfen hat. Nach ein paar Minuten Stille, in der alle ihre Strategien auf Moderationskarten schreiben, kommen wir ins Gespräch. Tamara teilt mit uns, dass sie früher Strategien hatte, die ihr langfristig nicht geholfen haben, etwa viel Alkohol trinken. Nun hat sie das Singen für sich entdeckt; sie hat einen Singcoach, mit dem sie sich wöchentlich per Skype trifft. Tom

erzählt: »Ich habe Sachen verdrängt – aber es hilft, mit anderen zu sprechen.« Lisa erklärt: »Mir ging es oft schlecht mit Blicken: Wie ich angeschaut werde. Ich musste lernen, drauf zu scheißen, was andere von mir denken. ›Face your fear‹ ist mein Leitspruch.« Tamara teilt: »Bei mir ist das anders. Ich will nicht so viel erinnern und reden. Denn dann ärgere ich mich, dass ich so viel Zeit meines Lebens verschwendet und mich nicht früher geoutet hab.« Sie hat den Kopf gesenkt und die Augen geschlossen. Sie ergänzt: »Aber nein, ich habe nichts verschwendet. Ich habe die Zeit gebraucht, das musste alles so sein.«

In der Abschlussrunde geht es um die Frage, was sich die Teilnehmer_innen von der trans Community wünschen. Lisa erzählt: »Ich habe keine Lust mehr, in Selbsthilfegruppen zu gehen. Dort sagen die anderen: ›Ich bin femininer als du. Du musst noch das und das machen.« Die anderen nicken ihr zu. Eine jüngere trans Frau, die den ganzen Workshop über geschwiegen hat, sagt leise: »Es tut mir leid, dass ich nichts gesagt habe. Ich muss lernen, nicht so schüchtern zu sein.« Ich sage, dass es keine Verpflichtung gebe, etwas zu sagen. Tamara neigt sich zu ihr: »Ich kenne das, bei mir war das früher auch so. Ich habe mich nie getraut, was zu sagen.«

Nach der Veranstaltung räumen wir gemeinsam auf und gehen zusammen auf den Weihnachtsmarkt. Wir sind eine sichtbare Gruppe und ich merke, wie uns neugierige und feindliche Blicke streifen.¹⁰

Der geteilte trans/queere Humor spielt in der Szene, die ich in meinem Forschungstagebuch notierte, eine wesentliche Rolle, um eine Verständigung über gemeinsames Wissen herzustellen. Gleichzeitig wurden dabei Wissensunterschiede zwischen trans Personen unterschiedlicher Verortungen deutlich und geklärt. So zeigte sich beim gemeinsamen Witzeln, dass trans weibliche Personen nicht unbedingt wissen, was Binder sind. Ich selbst nahm in dieser und in anderen Situationen die Aufgabe des Erklärens auf mich; dies ist eine Form der geschlechtlichen Arbeit. Als außenstehende_r Trainer_in mit Geschlechterwissen eigne ich mich gut, um den Vernetzungsprozess und Wissensaustausch zu unterstützen.

Im Workshop verwendete ich Methoden des nachhaltigen Aktivismus, um Leistungsnormen in sozialen Bewegungen zu adressieren und Strategien der Selbstsorge zu entwerfen. Eine besondere Rolle spielten die Themen Selbstbewusstsein und Scham. Die Teilnehmer_innen bestärken sich darin, selbst-

¹⁰ Der Workshop fand im Dezember 2017 statt.

bewusst zu sein, sich selbst anzuerkennen und Gewalt von außen abprallen zu lassen. Die Queertheoretiker_in Finn Enke betont, dass Zweigeschlechtlichkeit durch Gewalt gegenüber jenen, die sichtbar von ihr abwichen, aufrechterhalten werde (Enke 2012). Im Trans-Care-Workshop erzählten Teilnehmer_innen von ihren Erfahrungen mit Transfeindlichkeit im öffentlichen Raum und entwickelten individuelle und kollektive Strategien, damit umzugehen. Nach der Veranstaltung blieben viele der Teilnehmer_innen miteinander in Kontakt und begannen, sich in Untergruppen zu unterstützen.

Workshops zu Trans-Care bilden einen Bestandteil dessen, was ich als Sorgende Ethnographie bezeichne. Zudem setzte ich eine sorgende Haltung in meinen Forschungsinteraktionen um, indem ich meinen Forschungspartner_innen Wertschätzung und Anerkennung entgegenbrachte. Oft werden solche sensiblen Zugänge lediglich als Maßnahme zur Vertrauensbildung reflektiert – aus einer Care-Perspektive wird ihr Eigenwert sichtbar (Davis/Craven 2016: 77). In vielen ethnographischen Forschungen entstehen tiefgehende persönliche Beziehungen zwischen Forschenden und Forschungspartner_innen (Tweedy 2016: 215). Diese sind wechselseitig. Auch die sorgende Haltung in meinen Forschungsbeziehungen war beidseitig: Interviewpartner_innen nutzten häufig die Möglichkeit, Wertschätzung für meine Fragen und meine Art der Forschung auszudrücken. Eine Kultur der Wertschätzung und des Carings begleitete mich.

Francis: Mich würde interessieren: Ich habe mich viel mit Trauer und Tod beschäftigt –

Leo: Ja, spannend.

Francis: Du hast erzählt, dass du deinen Vater sterbebegleitet hast.

Leo: Genau.

Francis: Und jetzt leistest du Pflege. Magst du da was zu sagen: Was du dir da wünschen würdest von Community?

Leo: Oh ja. Das ist eine superspannende Frage – tatsächlich, die ist großartig! Super Frage! Übrigens, das ist eine Community-Frage, wie ich sie mir wünsche! Dass überhaupt so eine Frage gestellt wird [...], dass eine solche Frage, wie du sie gerade gestellt hast, tatsächlich gestellt wird, wenn ich von

meiner Biographie berichte! Das ist nämlich das Interessante, dass das – was ich meinte: die Norm, das autonome Subjekt, das immer leistungsfähig ist, das keine Familie in Anführungsstrichen hat, keine Herkunftsfamilie, keine Wahlfamilie – in Szenen eben nicht wahrgenommen wird. Das ist nämlich interessant.¹¹

Deutlich wird in der Interviewsequenz, dass Leo sich auf eine wertschätzende Art zu mir in Beziehung setzte. Wir hatten Care-Themen besprochen, zum Schluss hakte ich nach bei den Themen Tod und Pflege, die laut Leo in aktivistischen Räumen tabuisiert sind. Leo bezeichnet meine Frage dazu als »Community-Frage«. Dies zeigt auf, dass Interviews eine Möglichkeit für Gespräche bieten, die Forschungspartner_innen relevant finden.

Nicht nur in der Forschungsbeziehung zu Leo war meine Forschung von Verbundenheit geprägt. Bei einigen Forschungspartner_innen außerhalb Berlins übernachtete ich für ein paar Tage; wir verbrachten Zeit über das Interview hinaus, gingen spazieren, zu Veranstaltungen oder in die Kneipe. Mit manchen verband mich freundschaftliches und aktivistisches Interesse. Mit vielen blieb ich in Kontakt, und mit einigen freundete ich mich an. Einige Aktivist_innen luden mich erneut ein, diesmal für einen Vortrag oder einen Workshop. Einige der aufgezeichneten Interviews lesen sich wie gegenseitige Beratungsgespräche.

Oft erlebte ich, dass sich Forschungspartner_innen um mich kümmerten. Sie luden mich zu Kaffee und Kuchen ein. Sie fragten mich: »Was für Interviews brauchst du noch?« Gerade zu Beginn der Forschung verfügten Aktivist_innen über mehr Wissen als ich und gaben es an mich weiter (Hamm 2013). Sorgebeziehungen werden in ethnographischen Texten selten thematisiert. Den meisten meiner Forschungspartner_innen waren sie durchaus bewusst und wurden bisweilen auch als solche benannt. So schrieb mir ein_e Aktivist_in: »We are caring for our non-binary researcher.« Als ich Noa erzählte, dass ich eine Dankesliste mit den Namen aller, die mich im Laufe der Forschung unterstützt haben, schreibe und dass diese bereits jetzt, nach einem Forschungsjahr, sehr lang sei, antwortete Noa lachend: »Das kannst du als eigenes Buch veröffentlichen.«

Sorgende Forschung bedeutet für mich auch, die oft unsichtbare Sorgearbeit von Forschenden wertzuschätzen und sichtbar zu machen, die sie sowohl in der wissenschaftlichen als auch in der aktivistischen Community

11 Das Interview führte ich im März 2017.

leisten. Die feministischen Anthropologinnen Dána-Ain Davis und Christa Craven argumentieren, dass insbesondere marginalisierte Forscher_innen im Kontext Wissenschaft Sorgearbeit verrichteten (Davis/Craven 2016: 71). Die oft intensiven Forschungsbeziehungen wiederum machen Selbstsorge notwendig. Tom Boellstorff betont, dass gerade queere kollaborative ethnographische Ansätze das Potenzial für Burn-out besäßen und dass deswegen Selbstsorge so bedeutend sei (Boellstorff 2016). Ich selbst erlebte während meiner Forschung Phasen extremer Erschöpfung, die ich unter anderem auf den hohen Anteil an unsichtbarer Sorgearbeit in der Forschung zurückführe. Diese Form der Arbeit nahm ich selbstreflexiv in den Blick und strebte an, sie in meinem Schreibprozess sichtbar zu machen. Sara Ahmed betont:

»Die Anstrengung oder die Mühe in unseren Texten nicht zu verdrängen, wird dann zu einem akademischen Ziel, weil uns beigebracht wurde, unsere Texte aufzuräumen, unseren inneren Kampf nicht zu offenbaren, den wir auf dem Weg zu unserem Ziel führen.« (Ahmed 2017: 26)

Die Frage nach einer sorgenden Forschung beziehe ich auch auf Prozesse des Lesens und Schreibens sowie auf Zitierpolitiken. Die Literatur, mit der ich während meiner Forschung eine Beziehung aufnahm, bezeichne ich angelehnt an Ahmed als Begleittext. Dies ist »ein Text, dessen Begleitung dich dazu gebracht hat, einem Pfad zu folgen, der noch nicht besonders ausgetreten war« (ebd.: 31). Ahmed beschreibt, dass ihr das Lesen feministischer Texte einer Freund_innenschaft gleichkam: »Ich denke oft daran, dass das Lesen feministischer Bücher wie das Schließen von Freund_innenschaften ist, weil man feststellt, dass andere bereits an demselben Punkt waren« (ebd.: 50).

2.4 Suizid und Co-Schmerz. Forschungsethische Herausforderungen Sorgender Ethnographie

Während Leah Lakshmi Piepzna-Samarasinha dazu aufruft, die vernünftigen Seiten von Care anzuerkennen (Piepzna-Samarasinha 2018), sehe ich Für_Sorge und Schmerz als eng miteinander verbunden an und argumentiere, dass auch darauf die Aufmerksamkeit gerichtet werden sollte. Der Politologe Timothy Pachirat, der als Arbeiter in einem Industrieschlachthof in Nebraska eine ethnographische Studie durchgeführt hat und die Alltäglichkeit von Gewalt aufzeigt, fordert Ethnograph_innen auf, sich emotional in-

tensiv auf den Forschungsprozess einzulassen. Er versteht das Einlassen auf und das Kultivieren von Freund_innenschaft, Mitgefühl, Hoffnung, Trauer, Wut, Rache und Loyalität als ethnographische Grundvoraussetzung, welche die Ethnographie von anderen Methoden unterscheide (Pachirat 2017: 157). Er argumentiert:

»Indeed in this light we might see all other method as attempts to harness, repress, control, or direct such qualities through specific channels on the wager that such harnessing, repression and control will lead in the end to the superior knowledge about the social worlds we inhabit. Ethnography's wager is almost exactly the inverse: that is precisely by connecting with others deeply at the level of joy, disappointment, and heartbreak that we can begin to achieve not just knowledge, but understanding.« (Ebd.)

Auch ich versuchte, mich in meinen forschungsbedingten Begegnungen emotional zu öffnen – und zwar nicht nur für das Vergnügen queerer/nicht-binärer/trans Care-Praktiken, sondern ebenso für das Leiden, mit dem viele trans Personen konfrontiert sind, bedingt durch strukturelle Diskriminierung und soziale Isolation.

Ich möchte nun auf eine der herausforderndsten Situationen in meinem Forschungsprozess zu sprechen kommen; lange war ich mir unsicher, ob ich darüber schreiben sollte. Mit vielen Interviewpartner_innen war ich bereits vor dem eigentlichen Treffen auf Facebook befreundet. Ein paar Tage bevor ich Nina besuchen wollte, las ich die Nachricht, die sie auf Facebook gepostet hatte. »Tschüss, das war es! Auf Wiedersehen für immer«, schrieb sie. Sie hatte mir erzählt, dass sie »am Kämpfen« sei, sich isoliert fühle und unter Depressionen leide. Unter dem Post schrieben ihr einige ihrer Facebook-Freund_innen Nachrichten, auf die sie nicht antwortete. Ich stand unter Strom. Wie mit so einer Situation verantwortlich umgehen? Solche Fragen kamen in Dissertationskolloquien selten zur Sprache. Dabei bedeutet ethnographisches Forschen oft, Beziehungen einzugehen und Verantwortung zu übernehmen, vor allem wenn die Interviewpartner_innen sozial isoliert sind. Viele queere Forschungen legen ihren Schwerpunkt auf die Lebensrealitäten urbaner Personen, die vernetzt und in Sorgegemeinschaften eingebunden sind. Oft werden Personen interviewt, die mit vielen ökonomischen, kulturellen, sozialen und psychischen Ressourcen ausgestattet sind; dem hatte auch mein eigenes *anfängliches* Forschungsdesign entsprochen. Dadurch verlieren wir den Blick dafür, dass viele trans Personen auch heute von Gewalt, Ausgrenzung, Isolation und Suizidalität betroffen sind. Einige mei-

ner Forschungspartner_innen waren isoliert, hatten ausschließlich über das Internet soziale Kontakte. Hier schließen forschungsethische Fragen an: Aus welchen Motiven, aus welcher Not heraus stimmten Teilnehmer_innen der Forschung zu? Gleichzeitig kann in Fällen von Isolation bereits das empathische Zuhören eine Form des Zurückgebens sein. Es ist eine Gratwanderung zwischen dem verantwortungsvollen Umgang mit emotionaler Abhängigkeit und einer auch für mich als Forscher_in stark belastenden Situation.¹²

Mit Ninas verzweifelter Post im Hinterkopf fuhr ich nervös zum Interview. Die Stimmung des Interviews war zunächst gedrückt, wurde aber im Laufe der Begegnung lockerer. Ich versprach Nina, sie wieder zu besuchen. Ich fand sie sympathisch und konnte die Isolation, mit der sie konfrontiert war, kaum aushalten. Ich dachte an den Rat von Flo, dass ich Leuten nicht helfen könne und mich abgrenzen müsse. Doch wie sollte Nina eine trans Beratung in Anspruch nehmen, wenn die nächste Anlaufstelle viele Kilometer entfernt liegt und eine stundenlange Anreise erfordert? Möglich wäre höchstens eine telefonische Beratung. Als ich im Büro des Gender-Studies-Instituts, wo ich Gastdoktorand_in war, ankam, brach ich in Tränen aus. Ich spürte Verzweiflung, ein Gefühl, das eine_r meiner Interviewpartner_innen später als Co-Schmerz beschreiben wird.¹³ Meine Tränen lösten Überforderung im Doktorand_innenbüro aus. Ein Doktorand war Mediziner und besorgt, dass ich retraumatisiert worden war. Er fragte: »Warum hast du dich in so eine belastende Situation gebracht?« Ohne mein Einverständnis einzuholen, rief er die Leiterin des Instituts zu Hilfe.

Warum habe ich Nina entgegen der Warnung des trans Aktivisten Flo besucht, und was hat dies mit Sorgender Ethnographie zu tun? Bewegt und angeregt hat mich das »Requiem for a Street Fighter« der Ethnologin Kath Weston. Ihr Trauertext beschreibt die Situation einer Freundin, Julie, die voller Hoffnung nach San Francisco zog, auf der Suche nach einer Community. Sie kam aus einer evangelikalen homofeindlichen Familie, war von ökonomischer Prekarität betroffen und in einer psychischen Krise. Am Ende war sie wie meine Forschungspartnerin Nina ganz allein. Sie fühlte sich von der LGBTIQ-Community im Stich gelassen, sie wurde im Stich gelassen (Weston 1998: 183). Weston betont, dass auch in einer Zeit, die als Post-Aids- oder

12 Zu Auseinandersetzungen mit Care und Intimität in der ethnographischen Feldforschung vergleiche auch Funk/Ferdiansyah 2019.

13 Siehe hierzu Kapitel 5, »Care jenseits von Transnormativität – nicht-binäre Für- und Selbstsorge«.

selbstbewusste queere Ära bezeichnet werde, viele mit Heteronormativität und Diskriminierung zu kämpfen hätten, sei es in Bezug auf Lohnarbeit, sei es im Gesundheitssystem oder sei es in der Herkunftsfamilie (ebd.). Zwar wachse in urbanen Zentren die Sichtbarkeit, die Mehrheit queerer Personen müsse jedoch weiterhin für ein Minimum an (Selbst-)Akzeptanz kämpfen (ebd.). Suizid, so betont Weston, sei jenseits der organisierten urbanen LGBTIQ-Zentren ein zentrales Thema. Es existierten unterschiedliche Realitäten.

Kath Weston wirft die Frage auf, ob die LGBTIQ-Community das Gewicht der Probleme und die Unterdrückung tragen könne, mit denen Personen wie Julie konfrontiert seien (Weston 1998: 187). Weston stellt fest:

»For Julie, as for many others ›community‹ turned out to be an entity to abstract, too encompassing, and too homogenizing to provide for face-to-face relationships, the tolerance for conflict, and the emotional sustenance that could have seen her through a difficult life transition.« (Weston 1998: 186-187)

Das zeigt sich auch in meiner Studie. Natürlich gibt es trans Beratungsstellen, die aufgesucht werden können. Da sie aber hauptsächlich in urbanen Zentren angesiedelt und prekär ausgestattet sind, braucht es eine Vielzahl anderer Sorgebeziehungen. Die trans Frau, die ich besuchte, hatte keinen Zugang zu urbanen trans Beratungsstellen, sie wünschte sich keine telefonische Beratung, sondern realen Kontakt und Anerkennung. Mobile Forscher_innen, wie ich es war, können diese Versorgungslücke für einen kurzen Moment füllen, sofern sie Interviewpartner_innen fernab der queeren Knotenpunkte besuchen.

Offen bleiben für mich folgende Fragen: Welche Verantwortung haben Forscher_innen, die ethnographisch in Feldern forschen, in denen Menschen von sozialer Isolation betroffen sind? Wie können wir mit der Verantwortung umgehen, die einzige Person zu sein, mit der ein_e Forschungspartner_in Kontakt hat? Was bedeutet Care für eine Ethnograph_in ganz konkret? Und auf welche Weisen könnten Institute Forscher_innen unterstützen, die in Räumen sozialer Isolation forschen?

2.5 Geschlechtliche Zusammenarbeit als queere Forschungspraxis

Die Praktiken des Sorgens in meiner Studie beziehen sich auch auf das Thema Geschlecht. Ich argumentiere, dass eine sorgende ethnographische Praxis zur Stärkung geschlechtlicher Selbstbestimmung beitragen kann. Ich entschied mich, die Aushandlungen um geschlechtliche Vielfalt im Feld als methodologisches Tool ernst zu nehmen (Tweedy 2016: 214). Das bedeutete, aufmerksam dafür zu sein, auf welche Weisen ich geschlechtlich eingelesen werde und welche Effekte meine geschlechtliche Verortung hat. Diese queere ethnographische Forschungspraxis verbinde ich mit dem Konzept »gender labor« der Queertheoretikerin Jane Ward. Sie entwickelte in ihrer Studie zu Sorgearbeit in Beziehungen zwischen trans Männlichkeiten und Femmes. Gender sei, so Ward, von kollektiver Arbeit abhängig; sie fordert Transparenz und Wertschätzung für den investierten Aufwand (Ward 2010: 240).

»Focusing on gender labor draws attention to the collective work that produces and sustains gender. Though we already know that genders exist inside an interdependent gender system, little attention has been given to the laborious quality of reproducing other people's genders in daily life, and we remain without a clear mapping of the training, skills, duties, and specific efforts that various genders require.« (ebd.: 251)

Inspiziert durch die Arbeiten von Jane Ward nahm ich während meines Forschungsprozesses den Aufwand in den Blick, der notwendig ist, um Geschlecht kollektiv herzustellen. In trans/nicht-binären Räumen spielen Fähigkeiten und Praktiken, die geschlechtliche Selbstbestimmung unterstützen, eine zentrale Rolle. Dies ist eine Form der kollektiven Fürsorge. Jane Ward kritisiert, dass trans Personen in aktivistischen Diskursen oft als »gender warrior« dargestellt würden, die ihr vergeschlechtlichtes Selbst im Einzelgängertum erfänden. Geschlechterarbeit (»gender labor«) sei jedoch ein kollektiver Prozess, in dem Geschlechtsidentitäten relational und interaktiv gemeinsam hergestellt würden. Sie unterscheidet zwischen affektiver, sozialer und politischer Arbeit, die notwendig sei, um trans Subjektivitäten herauszubilden (ebd.: 241). Der Begriff Geschlechterarbeit de-essenzialisiert Geschlecht als Kategorie, indem er darauf verweist, dass Geschlecht alltäglich und kontinuierlich hergestellt wird. Ward macht deutlich, dass Geschlechterarbeit auch Training bedeutet.

Wie lässt sich dieses geschlechtertheoretische Konzept mit einer ethnographischen Forschungspraxis zusammendenken? Stephen Valocchi argumentiert, dass sich ethnographisches Arbeiten für Intersektionen zwischen queerer Theorie und empirischer Forschung eigne, da es Offenheit, Flexibilität und Veränderung im Forschungsprozess ermögliche (Valocchi 2005). In meiner eigenen ethnographischen Forschung stellte Geschlechterarbeit als Lernen über Gender und als Verlernen von Zweigeschlechtlichkeit einen wichtigen Bestandteil dar. Geschlechterarbeit zeigte sich auch im Kontakt zwischen mir und meinen Forschungspartner_innen und bildete einen zentralen Aspekt unserer Zusammenarbeit. Dies möchte ich anhand einer Szene diskutieren.

Eine trans Gruppe, die ich im Rahmen meiner Forschung kennengelernt hatte, lud mich in ihre Stadt ein, um dort einen Empowerment-Workshop zu geben. Ich fragte zu Beginn des Workshops, ob ich darüber in meiner Dissertation schreiben dürfe. Alle stimmten zu. Nach der Veranstaltung stehen wir in der Küche. Einige trans weibliche Teilnehmerinnen unterhalten sich über Hormone, die sie nehmen, und darüber, welche Auswirkungen sie haben. Anna fragt mich: »Und was ist für dich ein nicht-binärer Körper?« Ich stutze. »Na ja, ein Körper einer nicht-binären Person ist für mich ein nicht-binärer Körper!« – »Aber für dich ganz persönlich, meine ich«, erklärt Anna. Alle schauen mich neugierig an. »Aber wenn es dir zu persönlich ist, voll okay«, fügt sie hinzu.¹⁴

An diesem Auszug aus meinem Forschungstagebuch wird deutlich, dass ich in meiner Forschung keine außenstehende Position einnahm. Gerade binäre trans Personen interessierten sich für meine Erfahrungen aus einer nicht-binären/queeren Perspektive. Ich lese diese Neugier als Caring füreinander: als ein Sich-füreinander-Interessieren und ein Die-Aufmerksamkeit-aufeinander-Richten. Zudem verstehe ich die Lernbereitschaft von Anna und meine Bereitschaft, (mich) zu erklären, als Geschlechtliche Zusammenarbeit.

Im Laufe meiner Forschung wurde ich häufig implizit dazu angehalten, (m)eine nicht-binäre Identität anzunehmen. Manche Interview- und Forschungsgenehmigungen erhielt ich nur unter der Voraussetzung meiner Verortung als nicht-binär. Dies löste Druck aus, da ich mich fragte: Was ist, wenn sich meine geschlechtliche Verortung im Laufe der Forschung verändert? Verliere ich dann meine Forschungsgenehmigung? Wie kann

14 Dieses Gespräch fand im Januar 2017 statt.

ich mir selbst dennoch Veränderung zugestehen? Über diese Unsicherheit, was die eigene geschlechtliche Positionierung und das diesbezügliche Eingelesewerden betrifft, berichten viele Forscher_innen in queeren Räumen (Sekuler 2014). Amy Tweedy beschreibt, dass sie ihre Kleidungspraktiken verändert habe und sich »down dresste« (Tweedy 2016: 219). Gerade nicht-binäre Personen werden in trans Räumen häufig als nicht trans genug wahrgenommen: Diese Form der Transnormativität hatte Einfluss auf mich. Ich beobachtete, dass ich versuchte, mich »maskuliner« zu präsentieren, als ich dies außerhalb der Forschungssettings tat.

Auf welche Weisen Forscher_innen in Feldern, in denen (Geschlechts-) Identität das zentrale Anliegen darstellt, Geschlechterarbeit leisten (müssen), werde ich im Folgenden ausführen. Zu Beginn möchte ich dazu eine_n Interviewpartner_in zitieren:

Francis: Was wünschst du dir von Forscher_innen, die zu trans Themen forschen?

Kalle: Was ich mir als Support von einer wissenschaftlichen Community wünsche, ist, wegzugehen von der Biologie und dahin, was eine Person bei sich wahrnimmt: »Das Geschlecht bin ich!« – dass das wahr und richtig ist und nicht überprüft wird. Das sehe ich als eine politische Dimension, weil wir rechtliche und medizinische Gutachtenprozesse haben, wo irgendwelche Expert_innen über die Geschlechtsidentität einer Person entscheiden. Mir wäre wichtig, dass der Expert_innenstatus der trans Person gestärkt wird; dass es einen Diskurs aus der Wissenschaft gibt, zu sagen: »Das weiß die Person für sich selbst! Wenn die Person Auskunft gibt: »Ich habe dieses Geschlecht«, dann ist das so!« Das wäre mir wichtig. Und deutlich zu sagen: Es gibt viele Geschlechter. Es gibt jenseits von binären trans Personen auch nicht-binäre trans Personen. [...] Wenn das mehr als eine Fußnote ist, wenn das Raum bekommt, find ich das toll.«¹⁵

Deutlich wird, dass Kalle eine genaue Vorstellung davon hat, was why¹⁶ sich von Forschung erhofft. Why plädiert für eine wissenschaftliche Praxis, die sich aktiv für geschlechtliche Selbstbestimmung einsetzt und die diesbezügliche medizinische Hoheit infrage stellt. In meinen Forschungsprozess flossen

15 Das Interview führte ich im Januar 2018.

16 Why ist das Pronomen von Kalle.

solche Überlegungen folgendermaßen ein: Ich fragte Interviewpartner_innen, mit welchen Pronomen sie angesprochen werden möchten, und teilte meine Pronomen mit. Ich betonte, dass sie ihre Angaben jederzeit verändern könnten, bis kurz vor der Veröffentlichung. Denjenigen Personen, die anonymisiert werden wollten, bot ich an, sich einen Vornamen für die Anonymisierung auszuwählen; da Namensänderungen gegendert sind und die meisten Interviewpartner_innen eine Namensänderung hinter sich hatten, hatte diese Praxis einen queeren kulturellen Wert (Weston 1997: 9). Typische Reaktionen meiner Interviewpartner_innen waren etwa: »Großartig, diesen Namen wollte ich schon immer ausprobieren« oder »Dieser Name passt. Der war damals meine zweite Wahl«.

Vielfältige Erzählweisen von Geschlecht zu ermöglichen, bedeutet mitunter, Erfahrungen zu antizipieren und bestimmte Fragen im Interview nicht zu stellen. Trans Personen, die eine rechtliche oder medizinische Transition anstreben, müssen durch ein langjähriges Begutachtungsverfahren, in dem ihre Identität angezweifelt wird. Sara Ahmed schreibt: Trans Theoretiker_innen hätten erforscht,

»inwiefern Geschlechter und Heteronormen zu einem Apparat der Wahrheit innerhalb medizinischer Institutionen geworden sind; die Studien haben aufgezeigt, dass trans-Subjekte, wenn sie Zugang zu Operationen und Hormonen erhalten wollen, eine Geschichte erzählen müssen, die lesbar ist für Autoritäten«. (Ahmed 2017: 26)

Ich vermied Interviewsituationen, die an Begutachtungsprozesse erinnerten. Deswegen stellte ich keine klassischen biographischen Trans-Coming-Out-Fragen. Ich richtete meine Fragen in die Zukunft. Ich schuf einen Raum, in dem wir uns gegenseitig befragen konnten, und einen Raum dafür, *keine* Antworten geben zu müssen, sich zu entziehen oder Fragen an mich zurückzuspielen. Um diese Form der geschlechtlichen Zusammenarbeit zu ermöglichen, ist Geschlechterwissen notwendig, etwa über die Bedeutung und die Effekte von Pronomen und Namenspraktiken oder über Begutachtungsverfahren. Dieses Wissen können sich Forscher_innen im Prozess der Feldforschung aneignen, oder sie verfügen bereits durch ihr Engagement in Räumen des trans/queeren Aktivismus darüber. Über dieses Wissen zu verfügen oder es sich anzueignen, ist Bestandteil und Voraussetzung Geschlechtlicher Zusammenarbeit.

Im Sinne einer feministischen Interviewpraxis gab ich den Interviewpartner_innen die Möglichkeit, mich zu interviewen (Davis/Craven 2016: 84). Sie

wurde reichlich genutzt, vor allem von Forschungspartner_innen, die darin geübt sind, etwa von einer Aktivistin, die eine trans Radioshow organisiert. So liefen einige Interviews als ein wechselseitiges Interviewen ab. Ihre Teilnahme an der Studie konnten meine Forschungspartner_innen jederzeit zurückziehen; Einwilligung verstehe ich als Prozess.

Die Gespräche fanden an unterschiedlichen Orten statt, in queeren Cafés, in einer Kneipe, auf einer Parkbank, auf einem Berg, in meiner Küche, in den Wohnzimmern meiner Interviewpartner_innen oder in deren Büros. Häufig suchten sich Interviewpartner_innen, passend zum Thema, persönliche Selbstsorgeorte aus. Manche äußerten konkrete Wünsche, zum Beispiel, dass ich einen Beratungsraum in einem queeren Verein reservieren solle.

Die Art der Fragen handelte ich zu Beginn mit meinen Interviewpartner_innen aus. Dies zeigt sich in der Eingangssequenz eines Interviews mit zwei nicht-binären Aktivist_innen:

Francis: Könnt ihr euch erst mal zu Beginn vorstellen – was ihr denkt, was wichtig ist?

L: Hmm, ich glaube, es ist für mich gerade – [...]. [sehr lange Pause]

Francis: Ihr müsst euch auch nicht vorstellen, wenn ihr da gerade keine Lust drauf habt.

L: [...] Ich glaube, das ist für mich gerade schwierig, weil ich denke, ich habe da ein Narrativ, was ich runterrattern kann, aber ich weiß nicht, ob ich es passend finde für den Kontext.

Francis: Ja, eigentlich kennen wir uns ja schon. Ich habe das gestern besprochen im Kolloquium – ich habe das öfter, dass Leute die Fragen zurückweisen. [...] Es ist ja schwierig, sich vorzustellen, ohne auf Kategorien zurückzugreifen.

L: Ja, angefangen mit dem Namen, deswegen ist bei mir das Rattern im Gehirn losgegangen. [...] Aber beschließen wir, wir kennen uns. [lacht]¹⁷

In dieser Sequenz fällt es der_dem Interviewpartner_in schwer, sich vorzustellen. Es wird deutlich, wie kompliziert es sein kann, sich jenseits norma-

17 Das Interview führte ich im Dezember 2017.

tiver Erzählungen zu verorten und eine stabile Subjektposition jenseits von Zweigeschlechtlichkeit einzunehmen. Auch in queeren Räumen, wo zur Vorstellung oft der Name und das Pronomen genannt werden, kann eine Vorstellungsaufforderung zu Unsicherheit führen. So erfahre ich später, dass sich die_er Forschungspartner_in unsicher war, welcher Name aktuell passt, und eine Namensänderung plante. Ich bringe queeres Geschlechterwissen ins Feld mit und ein. Deutlich wird, dass die Person sich unsicher ist, ob meine Fremdzuschreibung und ihre Selbstdefinition übereinstimmen. Ich stärke die_den Interviewpartner_in in ihrem Impuls, die Frage zu verweigern, und wirke Scham entgegen, indem ich betone, dass es anderen ähnlich gehe; ich kollektiviere und theoretisiere die Herausforderung.

Geschlechtliche Zusammenarbeit setzt sich im Schreiben fort. Im Anschluss an das eben erwähnte Interview fragte ich mich: Wodurch können unstabile geschlechtliche Subjektpositionen in der Forschung ihren Raum finden (Browne/Nash 2010: 2)? Kath Browne und Catherine Nash beschäftigten sich damit, wie wir empirisch forschen können, wenn – wie queere Theorie suggeriert – Subjekte und Subjektivitäten unstabil und fluide sind (ebd.: 1). Es gibt keine einfache Antwort auf die Frage, wie sich geschlechtliche Vielfalt in einem Forschungsprozess der Stabilisierung und Kategorisierung entziehen kann. Es ist mit Aufwand verbunden, trans, nicht-binäre und genderfluide Verortungen in ihrer Beweglichkeit zu zeigen. Bei Personen, die sich als gender-fluide verorten, verwende ich unterschiedliche Pronomen, wenn dies gewünscht wird. Um eine Homogenisierung von trans Perspektiven zu vermeiden, interviewte ich sowohl binäre also auch nicht-binäre trans sowie genderqueere Personen, die unterschiedliche Vorstellungen von Geschlecht vertraten. Im Sinne geschlechtlicher Selbstbestimmung versuchte ich, so viele Freiräume wie möglich zu schaffen und Prozesse der Vereindeutigung im Kontext der Forschung sichtbar zu machen.

Meine Interviewpartner_innen konnten selbst entscheiden, ob und wie sie anonymisiert werden. Wir führten ein Gespräch über die Risiken einer etwaigen Nicht-Anonymisierung. Einige wollten nicht anonymisiert werden, diesem Wunsch kam ich nach; dies ist eine Form der Wertschätzung aktivistischer Arbeit, die oft unsichtbar und unterbezahlt ist. Einige meiner Interview- und Forschungspartner_innen habe ich namentlich anonymisiert, ebenso ihre Wohnorte und die Organisationen und Initiativen, in denen sie aktiv sind. Sorgfältig gingen wir gemeinsam die Interviewtranskripte durch und sprachen ab, welche Ausschnitte nicht veröffentlicht werden sollten, um zu verhindern, dass diese Partner_innen Schaden davontragen. Dies war

ein Mehraufwand in meiner wissenschaftlichen Praxis, um geschlechtliche Selbstbestimmung zu ermöglichen. Gemäß dem Ansatz »Do no harm« (u.a. Hough 2003; Stacey 1988) versuche ich, durch meine Forschung keinen Schaden anzurichten.

2.6 »Forscht mit uns, nicht über uns.«

»Es wäre sicherlich produktiv, den Erfahrungen von Aktivist_innen in Bezug auf die Kooperation mit Akademiker_innen Raum zu geben und so wertvolle Aufschlüsse über die tatsächliche Nützlichkeit wissenschaftlichen Wissens in Intervention zu erhalten. Dieser Fokus auf Nützlichkeit birgt zugleich die Gefahr, Wissen auf seine unmittelbare Anwendbarkeit zu reduzieren und damit auf Verwertbarkeit. Dies bedeutet im schlechtesten Fall eine Emergenz mit hegemonialen akademischen und gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen.« (König/Steffens 2013: 276)

Der Aufforderung, direkt mit Aktivist_innen in Dialog zu treten, folgte ich. Ich fragte alle Interviewpartner_innen nach ihren bisherigen Erfahrungen mit Wissenschaftler_innen, nach ihren Wünschen an Wissenschaft und danach, welche Themen im Bereich Trans sie erforschenswert finden. Auch das verstehe ich als eine Praxis Sorgender Ethnographie. Trans Aktivist_innen berichteten mir von einer *research fatigue* und einer Unzufriedenheit mit Studien zu trans Themen. Einige wünschten sich mehr Forschung im Bereich Medizin, andere eine engagierte sozialwissenschaftliche Forschung. Wiedergeben möchte ich zunächst Wünsche, die Rahel äußerte:

Francis: Was wünschst du dir von Forscher_innen, die zu trans Themen arbeiten?

Rahel: Die Art und Weise, wie ihr mit euren Ergebnissen umgeht. Es gibt viele Forschungsergebnisse in den Trans und Gender Studies, die Dinge klarstellen, die von der Politik ignoriert werden. [...] Dass diese Ergebnisse nicht in der Forschungsbubble bleiben, sondern dass man sie der Politik aufzwingt. Außerdem fände ich es gut – das machst du ja schon –, wenn man auf trans Leute eingeht, partizipative Forschung macht und die Ergebnisse mit der Community teilt. Denn meistens verschwinden die verschiedenen

B.A.-, M.A.- und Doktorarbeiten, werden an der Uni abgegeben, und man hört nie wieder was von seinem Interview.«¹⁸

Rahel beschreibt eine Erfahrung, die mir viele trans Aktivist_innen schilderten: Sie geben ein Interview – für sie ein ehrenamtlicher Aufwand –, und im Nachhinein wird ihnen nicht wie abgesprochen die fertige Arbeit geschickt. Sie bleibt in der »Forschungsbubble«. Diese unengagierte wissenschaftliche Praxis führt dazu, dass immer weniger trans Personen bereit sind, für Interviews zur Verfügung zu stehen. Für Rahel ist wesentlich, dass Forschung sich für geschlechtliche Selbstbestimmung einsetzt. Interessant ist, dass Rahel mir ein partizipatives Design zuschreibt, obwohl dies nur ansatzweise der Fall ist: Ich arbeite nicht mit Co-Forscher_innen, aber allein die Frage nach bisherigen Erfahrungen mit Forschung und nach eigenen Wünschen scheint Räume der Partizipation zu öffnen. Ich teile Rahels Ziele: Auch ich möchte, dass meine Studie den Weg in die Welt findet und nicht in einer Schublade verstaubt. Der Forderung, für Öffentlichkeit zu sorgen, komme ich als aktivistische_r Forscher_in nach.

Alecs, ein trans Vollzeitaktivist, ergänzt diese Perspektive um ein Plädoyer für Insider-Forschung. Das Wichtigste sei für ihn, was auch für die Politik gelte, nämlich: »Nothing about us without us.« Schreibt nicht über uns, sondern spricht mit uns.« Er befürwortet vor allem Forschung, die aus der Community komme, da jene von einer größeren Sensibilität geprägt sei. Von Wissenschaftler_innen wünscht er sich, dass man

»sich nicht an den Schreibtisch setzt, weil man denkt: ›Boah, ist das ein spannendes Thema: Männer, die Frauen werden, und Frauen, die Männer werden‹, und dann irgendwas dazu schreibt. Sondern sich auf Augenhöhe mit trans Menschen begibt, sich auf ihre Welt einlässt; Forschung macht, die unterstützt und nicht nur den eigenen Interessen entspricht. Das ist eine Herausforderung, das braucht mehr Zeit, weil es Zeit braucht, um sich einzulassen, nicht nur auf das Thema, sondern auf die Lebenswelt, Realität, Gedankenwelt, Community, Sprache.«¹⁹

Auch für Alecs ist partizipative Forschung, die nicht über, sondern mit trans Personen forscht, wesentlich. Dabei betont er die Notwendigkeit einer entschleunigten Forschung, da es Zeit brauche, sich auf trans Lebenswelten ein-

18 Das Interview führte ich im Juni 2017.

19 Das Interview führte ich im Mai 2017.

zulassen. Studien, in denen die Neugier von cis Forscher_innen im Mittelpunkt steht, kritisiert er.

Die Erfahrungen von Alecs und Rahel mit Forscher_innen, die nichts an die Community zurückgeben oder die auf eine stereotype Art zum Thema geschlechtliche Vielfalt forschen, sind Gründe, warum aktuell viele trans Organisationen nur noch ungern mit Forscher_innen zusammenarbeiten, die sie nicht persönlich kennen. Die Verweigerung der Zusammenarbeit lässt sich als Antwort auf epistemische Gewalt beschreiben. Lange Zeit haben sich die meisten Wissenschaftler_innen, die zu trans Themen forschten, an der Pathologisierung und Exotisierung von trans Lebensweisen beteiligt (Hoenes/Koch 2017). In der Erzählung von Alecs wird auch die enge Verzahnung von Politik und Wissenschaft im Feld Trans deutlich; er selbst beteiligt sich an beiden Sphären und betont, dass hier wie dort die gleichen Prinzipien der Selbstbestimmung zentral seien.

Leo wünscht sich mehr Forschungen, in denen Fragen der Fürsorge im Zentrum stehen und in denen transaktivistische Normen infrage gestellt werden. Er sagt dazu:

»Du hast spannende Fragen gestellt. Über manches habe ich mir noch keine Gedanken gemacht, außer an diesem Tisch. Was ich interessant fände, wären Fragen über Autonomievorstellungen, über Tabus, Verletzbarkeiten, Vulnerabilität, Scham, Neid. Darüber, was wir wollen – aneinander und miteinander; ob wir nicht positiver über Abhängigkeit und Verletzbarkeit sprechen wollen und ob das integrierbar ist in eine Unterstützungspraxis. Und wie gesagt, deine Frage, die du gestellt hast, zum Thema Tod und Sterben, und dass das Teil von Biographien ist, also dass das wahrgenommen wird – wenn du die Frage weiter stellst, sag ich: Super, die sollte häufiger gestellt werden. Wie sind die eigenen Pflegebiographien?«²⁰

Das Zitat legt nahe, dass Leo sich weitere Forschung wünscht, die das Thema Care explizit zum Thema macht, in Bezug auf Sorgearbeit innerhalb von trans und queer/feministischen Communities, aber auch in Bezug auf die Bedeutung von Fürsorge in der eigenen Biographie.

Andere Forschungspartner_innen äußern Wünsche, die in andere Richtungen weisen. Nina wünscht sich Studien, die die Effekte von Hormonen genauer erforschen, um diese besser auf trans Personen abstimmen zu können. Aktuell nehme man als trans Frau »einfach Hormone, die die Frau in ih-

20 Das Interview führte ich im März 2017.

ren Wechseljahren nimmt. [...] Statistiken brauch ich nicht. Ich brauche keine Statistiken, wie viele trans Menschen es gibt.« Für Nina steht die verbesserte Gesundheitsversorgung für trans Personen im Vordergrund. Sie äußert Wünsche an die Forschung, die sich mit einer empirischen ethnographischen Forschung nicht verwirklichen lassen. Viele Personen machen die Relevanz von Forschung vor allem an den Effekten auf die medizinische Versorgung fest.

Michelle wünscht sich, dass sich Forscher_innen stärker der Realität annähern. In den vergangenen zwanzig Jahren habe sie erlebt, dass viele trans Menschen im Umgang mit Psychiatrie und Medizin diejenige biographische Geschichte erzählten, die sie glaubten, erzählen zu müssen. Das habe sie selbst so erlebt, zu einer Zeit, als die trans Szene aus Einzelpersonen bestand und es noch keine trans Vereine gab:

»Da hat man sich vorinformiert, und es wurde gesagt: ›Wenn du da ein Gespräch hast, musst du erzählen, dass du ganz extrem Frau sein willst, und zum Gespräch musst du geschminkt hingehen. Du musst in einem kurzen Mini hingehen, du brauchst High Heels, sonst wirst du nicht ernst genommen.« Das hat mich aber nicht interessiert, weil ich schon damals gesagt habe: Ich bin, wie ich bin, und mein Gender stimmt nicht mit dem Körper überein.

Ich hatte beim Gespräch im Universitätsspital in Basel tatsächlich die Erfahrung, dass ich gefragt wurde, wie groß ich meine Brüste möchte. Da habe ich gesagt: ›Die wachsen so groß, wie sie wachsen. Gibt es ein A, gibt es ein A; gibt es ein B, gibt es ein B. Das ist so, wie es die Natur mit den Hormonen produziert –.« Da wurde ich unterbrochen, und es wurde gesagt: ›Das ist nicht typisch trans. Trans Frauen wollen immer möglichst die größten Brüste haben.« Dieses Klischeebild ist verbreitet.

Davon weg und hin zu der real existierenden Diversity zu kommen, hier sehe ich Forschungsbedarf. Aufzuzeigen, dass Geschlecht viel breiter gestreut ist und klassisch Mann, klassisch Frau, diese gesellschaftlichen und soziologischen Konstrukte, nicht alles sind, und es vielen Menschen nicht darum geht, dem einen oder dem anderen Extrem anzugehören, sondern zu sich selbst zu finden. Dazu wünsche ich mir Forschung.

Ich treffe immer wieder junge trans Menschen, die wissen, dass ein queerer Weg in der Schweiz machbar ist, aber dennoch in der Therapie eine Geschichte erzählen, die sie zu einem Stereotyp macht, um ihr Ziel schneller

zu erreichen: aus Angst, nicht wahrgenommen zu werden, aus Angst, dass es länger dauert, bis sie ihren Weg machen können.«²¹

Michelle wünscht sich eine trans Forschung, die die Vielfalt von trans Lebensweisen aufzeigt und hegemonialen Bildern entgegenwirkt. Indem Ethnographie die gelebten Erfahrungen von Menschen zu erzählen versucht, stellt sie Stereotype infrage (Davis/Craven 2016: 99). Bereits in den Wünschen zeigt sich die Diversität von Vorstellungen von Geschlecht und geschlechtlichen Verortungen innerhalb von trans/nicht-binären Räumen. Darüber hinaus erwies sich die Frage, ob und wie Forschung für trans Communitys nützlich sein kann, als kompliziert. Denn die Communitys sind divers und die Wünsche meiner Forschungspartner_innen unterschiedlich. Ich plädiere dafür, im Kontext einer engagierten Forschung direkt mit Forschungspartner_innen über Erfahrungen mit und Erwartungen an Forschungen ins Gespräch zu kommen.

2.7 Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich aufgezeigt, dass die Binaritäten Insider- und Outsider-Forschung sowie Aktivist_in und Forscher_in im Feld in Bewegung gebracht werden müssen. Nur so kann die Komplexität der Positionierung in der ethnographischen Forschung aufmerksam beschrieben werden.

Zudem habe ich das Konzept der Sorgenden Ethnographie entwickelt. Eine Sorgende Ethnographie lenkt den Blick auf Sorgearbeit und Sorgebeziehungen, beides oft unsichtbare Bestandteile ethnographischer Praxis; gemeint sind Sorgebeziehungen im Feld und die Selbstsorge und Für_Sorge, die die forschende Tätigkeit überhaupt ermöglichen.²² Eine Sorgende Ethnographie nimmt Machtdynamiken und Machtungleichgewichte im Forschungsprozess kritisch in den Blick, auch in Bezug auf die Frage, wer von der Forschung profitiert und für wen sie zugänglich ist. Ausführlich habe ich mich mit Geschlechtlicher Zusammenarbeit als einer Form von Care und queerer Forschungspraxis beschäftigt. Geschlechtliche Zusammenarbeit zeichnet sich dadurch aus, dass eine Praxis des Sichsorgens für geschlechtliche Selbstbestimmung gepflegt wird.

21 Das Interview führte ich im Mai 2017.

22 Zu »sorgender Theoriearbeit«: Niggemann 2020.

Die Leistung queerer Ethnographie liegt darin, genau hinzuschauen, Geschlechterarbeit sichtbar und transparent zu machen und eine forschende Sorgearbeit zu leisten, die geschlechtliche Selbstbestimmung ermöglicht.